

Nordische Urfaustkeile.

Mit 15 Abbildungen

von

F. Richters.

In den Kies- und Sandgruben der Herren Kapitän Rühr und Heinr. Wiese in Labö an der Kieler Förde findet sich ein lehrreicher Aufschluß der Schottermassen, die der nordische Gletscher nach Norddeutschland geschoben hat (Fig. 1).

Auf der Sohle der tiefer gelegenen, Wieseschen Grube (rechts) trat, Sommer 1910, eine Scholle völlig intakten, vermutlich der zweiten Hauptvergletscherung zugehörigen Gletschermergels von einer solchen Dichtigkeit zutage, daß ich die Eisenspitze meines Handstockes nicht weiter als 5 cm in denselben einzutreiben vermochte. Die nicht geschichtete Scholle enthielt zahlreiche, sehr verschieden große, gekritzte und polierte Kalkgeschiebe, sowie solche von kristallinen Gesteinen. Unter den ersteren waren ein prachtvolles, 32 cm langes und 9 cm breites, brotleibförmiges Geschiebe von dem unverkennbaren Wesenberger Kalk aus Estland und ein größeres Geschiebe Orthoceraskalk, vermutlich aus Oeland. Vor allem enthielt sie aber auch viele tiefschwarze Feuersteinbrocken mit weißer Kruste, scheinbar fast ohne Patina, mit den deutlichsten Gletscherschrammen. Bei der vorliegenden Verpackung der Feuersteine in dem feuchten Gletschermergel hatten sich dieselben auffällig frisch erhalten. Da die Patinabildung des Feuersteins in erster Linie zweifellos auf Wasseraustritt beruht, so war auf dieser Lagerstätte wenig Veranlassung zur Veränderung seiner Oberfläche gegeben.

Die Gletscherschrammen auf den Feuersteinen sind zum Teil feine, wie nach dem Lineal gezogene, häufig untereinander parallele Linien; manche sind aber auch derberer



Fig. 1. Kies- und Sandgrube in Lab6 (Kieler Förde). 1910.

Art. Wenn man bei dem Versuch, eine glatte Feuersteinfläche mit menschlicher Kraft durch grobes Schmirgelpapier zu ritzen, den geringen erreichbaren Erfolg gesehen hat, muß man auf einen ganz gewaltigen Druck schließen, der solche Schrammen hervorrief, wie sie sich auf diesen Feuersteinen finden.

Es ist vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß die in den nordischen kristallinen Gesteinen so häufigen Granatkristalle und -körner einen wesentlichen Anteil an dem Zustandekommen der Kritzer haben. Die Kritzer sind oft von sehr geringer Länge, 2 bis 3 mm. Diese Tatsache könnte vielleicht dadurch erklärt werden, daß der Granat relativ bröcklig ist, und daß deshalb ein solches Granatkorn eben nur kurze Zeit ritzt und dann zu feinstem Pulver zerstäubt. Dasselbe läßt sich aber auch vielleicht von dem häufigeren Quarz vermuten.

Die aus fluvio-glazialen Bildungen aufgebauten Wände der Wieseschen Grube bestehen zur Hauptsache aus Kies-schichten von verschiedenem Korn. Zu unterst finden sich Bänder von groben Geschieben, von Faust- bis Kopfgröße, gelegentlich auch größere geschrammte Blöcke, während nach oben mehr sandige Schichten auftreten. In diesen Schichten sind oft zierlich gebänderte Mergel und Schichten von Korallen-(Bryozoen-)sand eingelagert.

Auch in der oberen, Rührschen Grube, deren Wände vom Rande der Wieseschen Grube so weit entfernt sind, daß ein zweispänniger Wagen auf dem Abfuhrwege — der in der Abbildung wenig hervortritt — leicht wenden kann, kehren diese Schichten wieder. Eine große Wandfläche besteht hier aus zahlreichen dünnen, horizontal verlaufenden, reinen Sand-schichten, die mit Schnüren abgerundeter Kreidebrocken von Nußgröße wechsellagern. In etwa 8 m Tiefe zieht eine dünne, schwarze Schicht stark zersetzter Holzreste durch, die bei Druck zwischen den Fingern fast zu einer Schmiere zergehen. Diese Schicht dürfte dieselbe sein, die hinter dem nicht weit entfernt gelegenen „Probsteier Hof“ zutage tritt und bei dem Schulhause in 17 m Tiefe angebohrt ist. Sie enthält dort 2 bis 3 cm große Holzbrocken, die sich durch gehöfte Tüpfel deutlich als Koniferenholz, wahrscheinlich Kiefer, kennzeichnen.

Die fluvio-glazialen Schichten sind dann von einem verwitterten Gletscherlehm von etwa 2 m Dicke mit z. T. großen

Geschieben überlagert, in dem Hunderte von Uferschwalben ihre Brutstätten eingerichtet haben. Dieser Gletscherlehm zeigt an den vom Wind erodierten Wänden eine Art undeutlicher Schichtung. Der höchste Rand der Rührschen Grube mag etwa 12 m über der Sohle der Wieseschen Grube liegen.¹⁾ Das Terrain fällt hier stark nach der See zu ab.

Aus den Wänden dieser Gruben habe ich zweifellose Manufakte eigenhändig entnommen. Das erste derartige Stück, das ich am 30. Juli 1910, allerdings bereits oben auf einem Haufen liegend, vorfand, hatten die beiden Arbeiter, die in der Grube beschäftigt waren, kurz zuvor, ohne es zu beachten, aus einem breiten Geschiebeband — an der Stelle, wo auf der Abbildung der Schreiber dieser Zeilen steht — auf den Haufen geworfen. Es war noch allseitig mit Geschiebelehm bedeckt, der sicherlich abgewaschen gewesen wäre, wenn es längere Zeit dort gelegen hätte, da am Nachmittag vorher ein gewaltiger Gewitterregen über Labö niedergegangen war.

Es ist dies der in Fig. 2, 2a und 2b dargestellte Faustkeil. Die anderen fünf abgebildeten Stücke sind Oberflächenfunde. Drei fand ich auf öffentlichen Wegen: Fig. 3 auf dem Weg von der Strandstraße zum Fort Stosch, Fig. 4 auf einem Steinhaufen aus den erwähnten Kiesgruben, Fig. 5 auf der Reventlou-Straße, Fig. 6 vor dem Haus des Amtsvorstehers, Fig. 7 in Gartenkies von Wentorf in einem Garten zu Brodersdorf. In Labö werden die Wege aus den Kiesgruben des Ortes beschottert. Die Feuersteine, die dort auf Wegen umherliegen, stammen ebenfalls aus den nordischen Gletscherschottern; dafür sind die Gletscherschrammen auf denselben unwiderlegliche Zeugen. Jedes der abgebildeten Manufakte trägt auf den künstlich erzeugten Flächen mehr oder weniger deutliche Gletscherspuren, die man auf neolithischen Fundstücken vergeblich sucht, und die sich doch finden müßten, wenn sie auch „anderweitig“ — wie skeptische Leute gern annehmen möchten — entstehen könnten. Durch die Gletscherschrammen sind die Manufakte, die solche tragen, geradezu als nordische Kunstprodukte gekennzeichnet.

¹⁾ Wenn in dieser Arbeit von Tiefenangaben die Rede ist, liegt immer eine Schätzung bis zur Höhe des obersten Randes der Rührschen Grube vor.

3

2



3 a

2 a

Faustkeile.

Fig. 2 Außenseite, Fig. 2 a Innenseite. Labö; aus etwa 10 m Tiefe.
Fig. 3 Außenseite, Fig. 3 a Innenseite. Labö. ($\frac{3}{5}$ n. Gr.)

Nach Mortillet ist der mandelförmige Coup-de-poing des französischen Altpaläolithikums das „Instrument primitif“. Sieht man sich aber in seinem Werk „Musée préhistorique“, pl. IX die Figur 59 an, die die Handhabung des Coup-de-poing veranschaulichen soll, so möchte man wirklich zögern, diesem nichts weniger als primitiven Instrument den deutschen Namen „Faustkeil“ beizulegen. Was hat das Instrument mit einer Faust zu tun? Eine Hand mit gestreckten Fingern nennt man doch nicht „Faust“. Diese rohen Werkzeuge resp. Waffen aus den Laböer Kiesgruben verdienen den Namen schon eher; noch besser aber paßt der, meines Wissens, von Obermaier geprägte Ausdruck „Urfaustkeile“ auf sie. Es sind Instrumente, die wirklich an wuchtiger Ursprünglichkeit nichts zu wünschen lassen. Ich glaubte, sie daher nicht besser als „nordische Urfaustkeile“ bezeichnen zu können.

Zwei derselben, Fig. 6 und 7, enden wie der französische Coup-de-poing mit einer Spitze. Außer diesen beiden spitz zulaufenden habe ich nur noch ein derartiges Stück von 8 cm Länge (Rutot bezeichnete es als „Pointe offensive“), das ich im groben Sand der Wieseschen Grube etwa 11 m tief fand. Die Basis des Stückes ist in derselben Weise durch eine große Schutzretouche (Behauung) der Hand angepaßt wie der Faustkeil Fig. 7.

Die übrigen vier abgebildeten Urfaustkeile stellen zwei andere Typen dar: Fig. 2, 3 und 4 enden nach der breiten Seite zu mit einer scharfen Kante, Fig. 5 mit einer breiten Fläche. Die ersteren drei dürften vielleicht auch als Spalter, der letztere als Stößer oder Quetscher verwendet worden sein; alle vier konnten als handliche Waffen dienen.

Solcher Faustkeile, von im allgemeinen trapezförmigem Umriß mit Schneide, besitze ich außer den abgebildeten noch zehn Exemplare aus Labö und Umgegend, von denen mit breiter Endfläche noch sechs.¹⁾ Dazu kommt der in der „Heimat“, Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein etc., 1912 Heft 3 beschriebene paläolithische Faustkeil von Kitzberg mit zickzackförmig verlaufender Schneide (Fig. 8), sowie ein anderer Faustkeil von

¹⁾ Ihre Zahl hat sich 1912 durch mehrere charakteristische Stücke vermehrt.

ähnlicher Gestalt und Schneide, den ich in Labö aus dem Erdwall eines „Knicks“ zog. In diesen letzteren beiden, schlankeren Formen sehen wir deutlich das Vorbild des neolithischen Steinbeils. Bei den Urfaustkeilen von gedrungener Form ist die Anpassung an die Handhöhle unverkennbar. Sicherlich hat der Urahm, um ein Schlagwerkzeug zu haben, zunächst zu einem



Fig. 2b. Faustkeil von Labö. ($\frac{3}{4}$ n. Gr.)

Die Abbildung soll die Anpassung des Faustkeiles an die „Maus“ des Daumens zeigen.

handlichen natürlichen Gesteinsbrocken, wie er ihn eben gerade fand, gegriffen. Aber ebenso sicher hat er sich dann später, anfangs erst mit wenigen groben Schlägen, schon einigermaßen passende Stücke — mit Vorliebe des leicht formbaren Feuersteins — vollends für das Umklammern mit der Hand (Fig. 2b) zurechtgeschlagen und am unteren Ende mit einer Fläche oder Schneide versehen. Sollte ein Gesteinsbrocken bequem in der Handhöhle liegen, so mußte ihm, der Form der Handhöhle entsprechend, ein trapezoider Umriß gegeben und

für die „Maus“ des Daumens an einem der seitlichen Ränder Platz geschaffen werden. Solche charakteristisch geformte Stücke, alle von etwa derselben Größe, 9 bis 11 cm lang, z. T. mit offenbaren, anderweitigen Spuren der Bearbeitung oder des Gebrauchs, liegen in größerer Anzahl hier vor. Sollen wir sie alle nur für Gebilde des blinden Zufalls halten?

Professor Rutot in Brüssel, dem die abgebildeten Stücke mit Ausnahme von Fig. 8 und 9 vorlagen, hat sie als Manufakte bestätigt,¹⁾ und Dr. L. Reinhardt in Basel hat bereits im Frühjahr 1910, als ich ihm einige meiner Fundstücke zeigte, dieselben sofort als dem „Vor-Chelléen“ angehörig bezeichnet.

Diese Faustkeile sind wahrhaft primitiv. Ihnen gegenüber sind die Coups-de-poing des französischen Altpaläolithikums zierliche Kunstwerke.

Fig. 2 besteht aus einem hellgrauen Feuerstein, ähnlich dem des Saltholmkalkes, der teils ziemlich hyalin, nach der Kruste am oberen Ende zu dunkler ist, z. T. hornsteinartig trüb und dicht erscheint. Die hyalinen Partien dürften innerlich eine ganz feine Achatschichtung haben, die sich selbst der Beobachtung mit der Lupe entzieht und erst bei der Patinabildung auf der Oberfläche als System feiner Parallellinien in Erscheinung tritt, geradeso wie auf einer polierten Meteor-eisenfläche erst durch Ätzung die Widmanstättenschen Figuren erzeugt werden. Offenbar besteht der Feuerstein in solchen Fällen aus dichten und weniger dichten Schichten, von denen die ersteren bei der Patinabildung blank und die letzteren matt werden. Die Bauch- oder Innenseite²⁾ stellt eine einzige, große vielleicht natürliche Spaltfläche von 11,5 cm Höhe und 10,5 cm größter Breite dar, aus der rechts (von der Bauchseite und Schneide unten gesehen) ein Abschlag zur Anpassung an die „Maus“ abgesprengt ist. Sie weist deutliche, untereinander parallele Gletscherschrammen auf und trägt einen für das Lagern im Kies charakteristischen Brauneisenfleck. Die Rücken- oder Außenseite zeigt auf der Oberfläche und zumal an den Rändern reiche Spuren der Bearbeitung.

¹⁾ Rutot, *Mise au point du mémoire intitulé: Le Préhistorique dans l'Europe Centrale pour 1911*, pg. 34.

²⁾ Dies ist die dem Feuersteinbrocken („Kern“, „Nucleus“) zugewendete Seite eines „Abschlags“.



5 a

Faustkeile.

4 a

Fig. 4 Außenseite, Fig. 4a Innenseite. Labö. — Fig. 5 Außenseite, Fig. 5a Innenseite. Labö. ($\frac{2}{3}$ n. Gr.)

Fig. 3 ist 12,5 cm lang und besteht aus einem graubraunen Feuerstein. Die Bauchseite ist eine große natürliche Spaltfläche mit zahlreichen Gletscherschrammen. Die Rückenseite ist mit ursprünglicher Kruste bedeckt. Links (wie oben gesehen)

ist ein großer, sehr geschickt geschlagener Ausschlag für die „Maus“; auch rechts ist eine seichte Ausbuchtung geschlagen. Das obere Ende ist, zweifellos absichtlich, abgestutzt und die Schneide in offenkundiger Weise durch Bearbeitung hergerichtet, resp. durch den Gebrauch verändert. Es wäre sonst sehr merkwürdig, daß gerade nur an dieser Kante sich so viele Spuren von Absplissen finden.

Fig. 4 ist 9 cm lang und zeigt nur noch eine Spur der ursprünglichen Kruste am oberen Ende; gleichmäßig bräunlicher Feuerstein. Bauchseite wohl eine natürliche Spaltfläche mit älterer Patina; Rückenseite durch Schläge erzeugt; Ausbuchtung für die „Maus“ rechts; auch links ein Abschlag; die kürzeste Kante ist abgestutzt; auf Bauch- und Rückenseite Gletscherschrammen. Die Schneide ist stark verbraucht; die anderen Kanten sind intakt.

Fig. 5 ist 9 cm lang und ringsum, bis auf die Bauchseite, die eine natürliche Spaltfläche sein kann, bearbeitet; hellgrauer, nach außen dunklerer und glasigerer Feuerstein; auf allen Hauptflächen mit Gletscherschrammen; Ausbuchtung für die „Maus“ rechts. Dieses Stück endet mit breiter Fläche. Ist es Zufall, daß die meisten meiner Stücke mit breiter Endfläche geringere Dimensionen haben? Waren es vielleicht Frauen- oder Kinderwerkzeuge zum Stoßen und Quetschen?

Es fällt auf, daß Fig. 2, 4 und 5 die Anpassung für die „Maus“ (wie oben gesehen) rechts haben, während sie bei Fig. 3 links liegt. Nehmen wir an, daß diese Werkzeuge so gefaßt wurden, daß die gewölbte Rückenseite sich der Handhöhle anschmiegte, so würde dies darauf hinweisen, daß bei Fig. 3 ein linkshändiger Gebrauch statthatte.

Fig. 6 und 7 gehören einem anderen Typus an. Es sind keine trapezoid-zurechtgeschlagenen Stücke, sondern natürliche Brocken, die durch ihre ursprüngliche Gestalt schon die nötige Handlichkeit hatten. Es war nur erforderlich, diesen Brocken durch einige, immerhin ein gewisses Geschick voraussetzende Schläge eine kräftige Spitze zu geben.

An Fig. 6, einem 10 cm langen, eiförmigen Brocken, ist der größte Teil der ledergelben Kruste erhalten, die über und über mit Gletscherschrammen bedeckt ist. Der Feuerstein ist fast schwarz. Die eine Spitze bildenden Spaltflächen sind mit

Patina bedeckt, aber nicht gleichartig. Daraus dürfen wir aber noch nicht ohne weiteres auf verschiedenes Alter der Flächen schließen. Es scheint vielmehr, daß das Stück lange Zeit mit der einen, stärker beeinflussten Seite aus der Erde hervorgesteckt hat, während die andere Seite durch das Erdreich geschützt war. Der „Talon“ (die Knollenbasis) ist auch hinten durch



7

6

Coups-de-poing.

Fig. 6. Labö. — Fig. 7. Aus Gartenkies von Wentorf. ($\frac{2}{3}$ n. Gr.)

leichte Abschläge der Hand angepaßt. Besonders diesen Faustkeil bezeichnete Prof. R u t o t als ein für das „Strépyien“ typisches Stück.

Fig. 7 ist ein 7,5 cm langer, plattenförmiger, natürlicher Brocken, zum größten Teil von ursprünglicher Kruste bedeckt. Der Feuerstein ist grau. Eine Spaltfläche der Spitze zeigt eine Gletscherschramme. Die Basis bildet eine Schutzretouche, ohne jegliche scharfe Kante, eine Anpassung an den Handgebrauch,

die oft an Werkzeugen wiederkehrt. Möglicherweise hat dieses Manufakt nur zu Grabzwecken gedient.

Es mag hier erwähnt werden, daß in diesen Kieslagern außer den Faustkeilen auch Disken und Ambosse und von der Begleitindustrie auch Schaber und Absplisse vorkommen, letztere in auffällig geringer Menge. Bei der groben Bearbeitung gab es eben wenig Abfall. Mit Recht darf man von denjenigen, die am liebsten jeden Abspliß, und mag er die deutlichsten

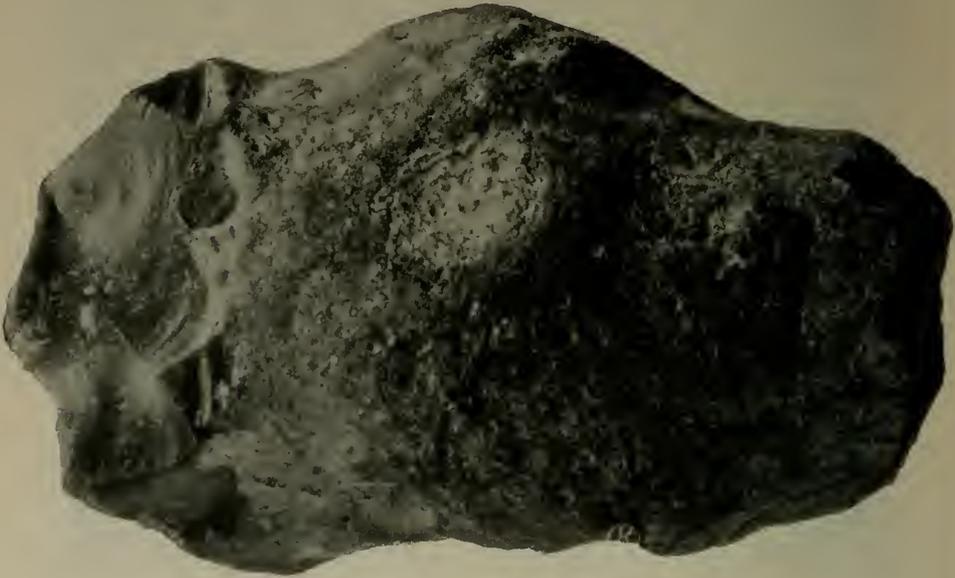


Fig. 8. Faustkeil von Kitzberg. (n. Gr.)¹⁾

Kriterien menschlicher Tätigkeit tragen, als Naturprodukt hinstellen, verlangen, daß sie eine Erklärung dafür geben, weshalb in diesen Gletscherschottern, auf die doch gewaltige Druckkräfte in ausgiebigstem Maße einwirkten, sich so selten Absplisse mit Bulbus, Wellenringen und Schlagnarbe finden.

Anhangsweise möchte ich die Beschreibung eines Bohrers anfügen, den ich der Güte des Herrn Dr. med. Paulsen in

¹⁾ Die Abbildung ist einer Arbeit des Verfassers in „Die Heimat“, Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein usw., März 1912 entnommen.

Ellerbek verdanke. Der Bohrer (Fig. 9) gehört wegen seiner Massigkeit, 10×10 cm, 450 g schwer, und wegen der Rohheit seiner Technik in die Gesellschaft der eben beschriebenen Urfaustkeile. Eigentlich mit einem einzigen zielbewußten Schläge (Fig. 9 links) formte der Verfertiger dieses Werkzeuges aus einem passenden natürlichen Brocken den Bohrer, gab ihm, in diesem Falle durch zwei leichte Schläge — vielleicht hatte der erste nicht nach Wunsch gesessen — die übliche „Taille“ und schärfte dann noch durch drei feine parallele Abschläge, die nur Kruste wegnahmen, die Spitze. Das Material erinnert sehr an das des Faustkeils Fig. 6. Die Farbe desselben ist lebhaft lederbraun; ganz langsam verliert sich in der dicken Kruste diese Farbe in ein gelbliches Weiß. Die ursprüngliche Kruste an der Basis (Fig. 9 rechts) bedeckt ein prächtiger Gletscherschliff mit unzähligen Kritzern. Auch die große Spaltfläche hat zahlreiche Gletscherschrammen. Sie trägt einen großen Fleck von leuchtendem Weiß, von dem gerade Linien von demselben leuchtenden Weiß ausstrahlen.

Solche weiße Striche und Flecke sind auf Feuersteinen aus Gletscherschottern eine häufige Erscheinung. Meines Wissens sind sie nie beschrieben und eines Versuches, sie zu erklären, gewürdigt worden. Vielfach sind es nur breitere Striche von undeutlichen Konturen und einem wolkigen, wenig dichten Kolorit; die Oberfläche der Striche erscheint völlig intakt. Bei anderen befindet sich in der Mitte der Striche eine scharfkantige Linie von viel dichterem, kreidigerem Weiß; man möchte gelegentlich glauben, einen organischen Einschluß, etwa die Nadel eines Glasschwammes, vor sich zu haben; auch hier erscheint die Oberfläche intakt. Die dritte Form aber weist in der Mitte einen haarfeinen Kritzer auf, der beiderseitig weiß gesäumt, gelegentlich doppelt gesäumt ist, und diese Tatsache gibt nun ohne Zweifel die Gewißheit, daß alle diese Striche, auch die, bei denen kein Kritzer vorhanden, einer Gletscherwirkung ihren Ursprung verdanken.

Während die Kritzer durch ein Korn oder einen Kristall eines härteren Minerals hervorgerufen werden, gleichwie ein scharfes Messer eine glattrandige Schnittwunde erzeugt, dürften die weißen Striche durch weniger harte Körper hervorgebracht werden, die unter hohem Druck eine Quetschung, verbunden



Fig. 9. Bohrler von Klausdorf an der Schwentine. (u. Gr.)

mit einer molekularen Auflockerung des Feuersteins, veranlassen. Wie nun aber auf Druckstellen eines Apfels die Fäulnis einsetzt, so auf Druckstellen eines Feuersteins die Patinabildung. Sie beruht bei dem Feuerstein, der als Gemenge von Chaledon und Opal (abgesehen von den färbenden Substanzen: organische Materie und Eisenverbindungen) wesentlich aus Kieselsäure mit einem kleinen Wassergehalt besteht, auf Wasseraustritt und auf Oxydation der organischen Substanz bei den schwarzen Feuersteinen. Daher das Weißwerden. Helle Feuersteine, die sich mit gelbrotbrauner Kruste bedecken, dürften kohlen-saures Eisen enthalten, das an der Luft in Eisenoxydhydrat übergeht; man kann ja aber auch Einwanderung von Eisen von außen annehmen. Daß nicht alle Gletscherschrammen weiß gesäumt sind, mag darauf beruhen, daß sie eben noch nicht in Patinabildung eingetreten sind, oder daß eben das sehr harte ritzende Material einen glatten Kritzer ohne molekulare Auflockerung erzeugte. Feuersteinbrocken, die ich 12 m tief aus feuchtem Geschiebemergel hervorzog, hatten eine so frische Oberfläche, daß sie aussahen, als wären sie erst vor wenigen Tagen geschlagen. Die weißen Striche finden sich am deutlichsten ausgeprägt auf Feuersteinen, die lange Zeit an der Erdoberfläche der Sonnen-glut und Austrocknung ausgesetzt waren.

Die weißen Flecke auf der Oberfläche von Feuersteinen erklären sich ebenfalls durch Druckwirkung, und daß gerade die Kanten der Feuersteine sowie Risse in denselben oft weiß gesäumt sind, ist gleichfalls nach den vorangegangenen Betrachtungen verständlich.

Der Bohrer läßt Flächen von vier verschiedenen Altersstufen erkennen. Da ist erstens die ursprüngliche Kruste und dann die große natürliche Spaltfläche Fig. 9 links, mit der die Fläche im Vordergrund der Fig. 9 rechts und ein Abspliß an der dicken Basis des Brockens gleichaltrig sind. Die Kanten, mit denen diese Flächen aneinander grenzen, sind völlig abgerundet. Diese Flächen zeigen zahlreiche Gletscherschrammen. Die nächst-jüngeren sind die Flächen, durch die der Bohrer geformt wurde; sie weisen keine Schrammen auf, was aber lediglich darauf zurückzuführen sein dürfte, daß der Bohrer nie mit diesen Flächen aufliegen konnte. Die obere Kante des großen Abschlags links, wo er gegen die Kruste grenzt, ist so abgerundet, daß

dieser absichtliche Abschlag schon uralt sein muß und zweifellos nicht erst nach dem Gletschertransport entstanden ist. Gleichen Alters ist wahrscheinlich ein Abschlag, der den natürlichen Abpliß an der Basis zu einer Grube für die „Maus“ erweiterte. Daß die Kante dieses Abplisses gegen die große Spaltfläche wesentlich schärfer ist als die oben erwähnte Kante des großen Abschlags, links gegen die Kruste, findet in der relativen Frische des Materials der großen Spaltfläche und dem relativ geringen Alter der Kante eine leicht begreifliche Erklärung. Nahe der Spitze des Bohrers sind auf der Bauchseite einige, wie es scheint, noch jüngere Absprünge, die wohl durch späteren Gebrauch oder durch zufällige Verletzungen entstanden sind. Der Bohrer wurde bei Klausdorf an der Schwentine gefunden. Es besteht eine große Ähnlichkeit zwischen ihm und den von Prof. Verworn im Märzhefte 1910 des Korrespondenzblattes der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft beschriebenen Bohrern von Kent, zumal mit der Fig. 20. Die Dicke der Kruste, die abgerundeten Kanten, die alte Patina der großen Spaltfläche lassen für ihn ein Alter annehmen, das vielleicht hinter dem seiner englischen Vettern nicht zurücksteht.

Es liegt wohl kein Grund vor, anzunehmen, daß Skandinavien, Finnland und Estland vor der Eiszeit nie von Menschen bewohnt gewesen sind. Wenn in indischen Veden sich die Kunde von der Mitternachtsonne erhalten hat, so läßt dies gewiß auf ein Bewohntsein der Erde in hohen Breiten vor der Eiszeit resp. während der interglazialen Zeiten schließen.

Auch Haakon Schetelig, Konservator an Bergens Museum, verschließt sich in seinem Aufsatz „Vorgeschichte Norwegens“ in der Zeitschrift *Mannus*, Band III 1911, der Möglichkeit der Existenz einer Urbevölkerung Skandinaviens in so grauer Vorzeit nicht. Er sagt: „Ehe wir die Darstellung der Steinzeit Norwegens anfangen, muß auch in aller Kürze an die wohlbekannte geologische Tatsache erinnert werden, daß die letzte große Glazialperiode das ganze Land mit Gletschern bedeckt und daß notwendig, die obere Grenze unseres Wissens über die Vorgeschichte Norwegens festgesetzt ist. Es ist zwar denkbar, daß das Land schon in interglazialer Zeit bevölkert war; aber alle Reste, die die eventuelle Bevölkerung hinterlassen haben möchte, sind jedenfalls während der späteren

Eiszeit spurlos verwischt worden. Da wir folglich nie hoffen können, die Vorgeschichte Norwegens über die neolithische Zeit hinaus zurückzuführen, bleibt uns nur übrig, nachzuweisen, wie weit in postglazialer Zeit die ältesten Funde und Altsachen zurückgehen.“

Meiner Ansicht nach ist es nicht so aussichtslos, einige Bekanntschaft mit der paläolithischen Bevölkerung Skandinaviens anzuknüpfen. Liegt denn nicht der Kehrriem, den der Gletscher wie mit einem Besen von den nordischen Gefilden fortkehrte, bei uns in Norddeutschland? Wenn er Spuren der Urbevölkerung Skandinaviens in Gestalt rohester Werkzeuge und Waffen mit sich führte — „spurlos“ verschwinden können derartige Dinge doch nicht so leicht —, so müssen wir diese bei uns in den Gletschermoränen und den Schlammprodukten derselben, in den Kies- und Sandlagern, finden. In dem ganzen weiten Terrain, das der nordische Gletscher bedeckte, dürfen wir sie suchen. Und es ist schon manches Stück gefunden; man hat nur sein hohes Alter nicht erkannt. Schärfen wir nur unsere Augen, daß wir die primitiven Manufakte erkennen lernen!

Ich bin der Überzeugung, daß wir in den oben beschriebenen Urfaustkeilen und in dem Bohrer Erzeugnisse der nordischen Urbevölkerung vor uns haben. Durch die Gletscherschrammen, die sie alle haben, bezeugen sie, daß sie durch den Gletscher in unsere Gegenden gekommen sind. Wenn wir keinen Augenblick anstehen, die Kritzer und die Politur der schwedischen Kalkgeschiebe als Gletscherwirkungen anzuerkennen, so liegt kein Grund vor, die Schrammen der so viel, viel schwerer ritzbaren Feuersteine, die doch direkt neben den gekritzten nordischen Kalkgeschieben gefunden werden, als „doch vielleicht anderweitig entstanden“ zu vermuten. Finden wir aber diese Kritzer auf zweifellos absichtlich erzeugten Spaltflächen von Manufakten, dann steht auch fest, daß diese Manufakte nicht bei uns an Ort und Stelle während einer Interglazialperiode angefertigt, sondern daß sie eben schon als solche in den Gletscher geraten sind und dort ihre Signatur „arktisches Fabrikat“ erhalten haben.

Das stratigraphische Moment scheidet bei diesen Funden aus; wir müssen uns mit der typischen Form begnügen. Gut charakterisierte und motivierte Formen sind es, die ich habe

beschreiben können, und meine Sammlung birgt noch manches gute Stück. In relativ häufiger Wiederkehr habe ich sie im Laufe von sechs Jahren in dem Gebiet von Holtenau bis Bülk und von Ellerbek bis Stein an der Kieler Förde gesammelt. Auf alle Fälle schien es mir angezeigt, sie bekannt zu geben. Voraussichtlich wird es auch bei dieser Gelegenheit nicht an solchen fehlen, die da sagen: „Das kann alles auch der Gletscherdruck zuwege gebracht haben“; aber mit dieser Behauptung ist ja schließlich nichts bewiesen. Noch vor Jahresfrist schrieb mir ein angesehener Archäolog: „Aus Geschiebemergel habe ich noch kein auch nur annähernd „menschlich“ aussehendes Silexstück gesehen, wohl aber höchst „verblüffende Trugstücke“. Sollten die oben beschriebenen Funde nicht zu anderer Anschauung Veranlassung geben?

Schließlich möchte ich darauf hinweisen, daß die Urfaustkeile von trapezoidem Umriß mit Schneide vielleicht Licht in die Vorgeschichte des Steinbeils bringen. Steinbeile haben wir uns durchweg als geschäftete Werkzeuge und Waffen zu denken; sie sind Produkte einer fortgeschrittenen Steinindustrie. Sollte sich nicht das Steinbeil aus dem der Handhöhle angepaßten Urfaustkeil mit Schneide entwickelt haben? Im französischen Altpaläolithikum mit seinem mandelförmigen Coup-de-poing finden wir, meines Wissens, kein Vorbild des trapezförmigen Steinbeils. Charakteristisch für den Urfaustkeil, sowohl für den mit Schneide, wie für den mit Fläche, ist die Retouche für die „Maus“ des Daumens. Solange es sich um ein Handwerkzeug und um eine Handwaffe handelte, war sie am Platze; bei dem geschäfteten Utensil fiel sie als unmotiviert fort, und damit ging eben die Gestalt des Urfaustkeils in die des Steinbeils über.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1912

Band/Volume: [1912](#)

Autor(en)/Author(s): Richters Ferdinand

Artikel/Article: [Nordische Urfaustkeile. 227-244](#)